

Jugend

MÜNCHEN 1938 NR. 26
STADT DER DEUTSCHEN KUNST

Preis 40 Pfennig



Bildnis Frau S.

Carl Rixkens

SALOME IM DORFE

Von G. W. Dürfmayer

Die Vroni war ein Prachtmädel, bodengetrieben, mit Flugen Kebaungen, einem selbstsicheren Schritt und einem ständigen Lächeln in ihrem freischen Gesicht. Kein Wunder, daß die Burtschen des Dorfes ihr nachliefen wie die Küken der Gänse.

Aber Vroni machte sich nichts aus diesem Gefolge. Nur einer hatte es fertiggebracht, daß sie sich in Gedanken mit ihm beschäftigte — der Martl, der Sohn vom Oberrn Wirt. Die Vroni erfaßte sogar im Laufe der Zeit eine nicht geringe Leidenschaft für den Burtschen, ein Umstand, der aber in erster Linie darauf zurückzuführen war, daß der Martl so gar nichts von ihr wissen wollte. Sie konnte ihm noch so schöne Augen machen, sie konnte ihn durch alle möglichen Kleinigkeiten merken lassen, daß er ihr nicht gleichgültig war — es nutzte nichts, der Martl blieb kalt und abweisend.

Nun war die Vroni zwar ein aufgeschlossenes Menschenkind, nicht dumm und passte in die Welt. Aber den Gang zum Übergläubigen, ein Erbteil ihrer Mutter, konnte sie nicht ablegen. So kam es, daß in ihr Gedanken aufstiegen, ob es nicht möglich war, den Martl durch geheime Kräfte zu gewinnen. Da gab es doch so Kräuter, Säfte, Liebestränke und dergleichen — warum sollte sie es nicht mit solch' einem Mittel versuchen? Zum Glück lebte ja auch ein Weib im Dorf, das Wissen um all' diese Dinge besaß. Die alte Wamblerin hatte doch auch der Mutter oft genug aus allerlei Töten geholfen.

Als es gar nicht mehr auszuhalten war, wagte sie den Gang zur Hütte der Wamblerin. Was die Alte machte, wovon sie lebte, wußte kein Mensch genau. Man sah sie im Wald herumstreifen, Holz und Beeren sammeln, die meiste Zeit aber saß sie in ihrer Zütte, umgeben von einem halben Dutzend gefleckter Katzen und mummelte vor sich hin.

Auf die Bitte der Vroni wußte die Alte gleich einen Rat. „Ein Büschel rote Männerhaar mußt' mir h'forgen“, sagte sie und grüßte mit ihrem abnolzen Mund. „Dann werd'n wir weiter seh'n. Bring's es halt her, wenn du's hast.“

Ein Büschel rote Männerhaar! Wie sollte Vroni an so etwas kommen? Sie überlegte, ging im Geist die ganzen männlichen Dorfbewohner durch — der einzige, der über eine rote Pracht auf dem Kopf verfügte, war der Schullehrer. Aber wie sollte sie an den herankommen? Die Haare durften ja nicht freiwillig gegeben werden, sondern mußten ohne Wissen des Besitzers abgeschnitten werden.

Ein Mensch, und noch dazu ein Weib, das mit allen Mitteln zu einem Ziel ge-

langen will, kommt schon auf Auswege. Auch die Vroni fand einen. Der Leisere Glas mußte ihr helfen. Das war einer von denen, der für ein gutes Wort von ihr den Teufel aus der Höl' gebolt hätte.

Eine solche Geldentart war nun nicht nötig, die Vroni wollte ja nur, daß er ihr ein Büschel Haare vom Lehrer besorgte. Der Glas zwar fragte ein um's andere Mal: „Wozu brauchst' denn das?“, aber darauf gab's keine Antwort. Auch über die Belohnung schwieg sich die Vroni aus. Auf des Glas Frage, ob sie ihm dann ein bißel gut sein würde, bekam er ein mageres „vielleicht“ zu hören. Anscheinend aber genügte dem Verliebten diese Antwort, denn — ein anderer Herodes — er versprach ihr das Verlangen vom Haupt des Lehrers zu beschaffen.

So schnell ging das aber nun nicht, wie sich der Glas gedacht hatte. Es gab nur die Möglichkeit den Raub am Kopf des Lehrers auszuführen, wenn der Schulmann schlief. Ein Umstand allerdings war günstig — der Lehrer schlief immer bei offenem Fenster, auch wenn es draußen kalt war. So konnte man in's Zimmer steigen und sein Glück versuchen. Der Lehrer war ja auch ein Lediger, eine Störung durch ein Eheweib war also nicht zu befürchten.

So um Lichtmess' rum wagte es der Glas. Das Fenster stand offen, beim Lauschen konnte man den Lehrer schnarchen hören. Mit aller Vorsicht stieg der nächtliche Besucher auf's Gesims, kroch in der Stube auf allen Vieren in die Ecke, wo er das Bett wußte. Eine Taschenlampe hatte er sich mitgebracht und leuchtete damit über die Kissen. Darauf lag des Lehrers Kopf, der Mund stand ein wenig offen. Aber — was war das? Dem Glas kam ein Schlucken in den Hals, mit weitaufergerissenen Augen glotzte er auf das Merkwürdige — — nicht ein Haar war auf dem Kopf zu sehen! Ein vollkommen nackter Schädel glänzte aus dem Linnenweiß. Von all' der roten Pracht, über

die sich die Dorfsler so gerne lustig machten, war nichts zu sehen.

Wie kam ein Mensch in ein paar Stunden „plattet“ werden? ging's dem Glas durch den Kopf. Und ausgerechnet jetzt, wo er die roten Haare so nötig gebraucht hätte! Der Burtsch' unterdrückte einen Fluch und wollte zurückschleichen, da streifte der Schein der Lampe über das Nachtkästchen und machte etwas Unbekanntes rötlich aufleuchten. Der Glas stutzte, sah genauer hin — und wußte Bescheid über des Lehrers plötzliche Kopfwanlung. Oh, ja, ja, der Lehrer trug ja eine Peruck'n! kein säuberlich lag sie auf der Nachttischplatte, ein flammendes Zeichen menschlicher Eitelkeit. Ein Griff — und der Glas hatte sie eingesteckt. Unbemerkt wie er gekommen, entfernte er sich dann.

Zum Erstaunen des ganzen Dorfes war der Lehrer am Tag nach dem nächtlichen Besuch krank. Er verließ das Haus nicht, die Kinder hatten unerwartete Ferien. Der Glas kannte die Ursache der „Krankheit“, aber er schwieg aus begrifflichen Gründen. Die Vroni erhielt von ihm ein Büschel rote Haare und sie eilte damit hocheifrig zur alten Wamblerin. Statt nun aber von dieser Aufschluß über das weitere Vorgehen an Hand der „Munderbaare“ zu erhalten, wurde ihr ein merkwürdiges Bescheid. „Ob mei“, sagte die Alte, „die Haare kam i net brauch'n! Die san ja falsch!“ Troz aller Versicherungen der Vroni, daß die Haare doch g'wis und wahrhaftig vom Kopf eines lebenden Menschen abgeschnitten worden seien, blieb die Wamblerin bei ihrer Behauptung. Die Vroni glaube nun nichts anderes, als daß sie der Glas betrogen hätte und spuckte Gift und Galle auf ihn. Aber der also Beschuldigte schwieg mambhaft — er wollte dem Lehrer, der doch eine gute Saat war, die Schande der Offenbarung des Haar-geheimnisses nicht antun. Einer kleinen Besoit aber konnte er sich nicht erwehren. Als der Lehrer wieder sichtbar wurde — natürlich mit einer neu beschaffenen Perücke — grüßte ihn der Glas auf dem Kirchgang und stellte sich ihm in den Weg. „Ab, der zere Lehrer! Wieder g'fund! So ist's recht. Und wie das Krank'n auf Ihre Haar g'wirkt hat! Ganz jung und frisch schauen die jetzt wieder aus! Möcht' man grad meinen, sie wären über Nacht neu g'wach'n!“ So boshaft sprach der Glas. Der Lehrer stunte einen Augenblick nach dieser Rede, lacht nach einem Spott in des Glas' Gesicht. Aber da war davon nichts zu merken. So ein rechter Dorfbursch kann sich schon beherzigen, wenn's auf einen Spaß ankommt.



A. O. Köpf



Leo von Welden

MÜNCHENER MALER:

Leo von Welden

Gelegentlich besucht uns ein Künstler von malerischem Aussehen, mit freundlichem roten Gesicht, vorgeschobenem Unterkiefer, fühner Nase und lässigen Bewegungen. Man sieht ihm sofort an, daß er in seiner eigenen Welt lebt, ein Lebenskünstler wie Diogenes, mit sich und den Menschen in Frieden.

Seine Kunst aber verrät eine höchst eigenwillige Persönlichkeit von Saft und Kraft. Seine liebste Technik ist die improvisierte Federzeichnung. Er zeichnet in visionärer Umgebung, in barockem, phantastischem Liniengewirr. Alle Blätter sind voll Bewegtheit und Leben, eigenartig und bizarr. Man soll Welden nicht gerade auffordern, ein Bildnis zu zeichnen, so groß ist die Veruchung für ihn, den fräftigen Schwung seines Striches ins

fragenhafte gleiten zu lassen. Aber wenn's einmal glückt, steht plötzlich ein Kunstwerk vor uns, bei dem wir den Atem anhalten.

Am besten ist er, wo er seiner Phantasie keine Zügel anzulegen braucht, wo sein seltsames Genie sich in krausem Liniengewirr mit der Derbheit niederländischer Genremaler ausleben kann. Dackantische Szenen mit Wein, Weib und Gesang, voll grotesker Komik, gehören zu seinen besten Malbüchungen; Frauenraub, weinlauggefranzte Satyen und springende Pferde finden sich häufig in seiner lebensbejahenden, übersäumenden Welt. Und wo er seine wuchtigen Striche hinjimmert, da entspringt pulsierendes Leben der toten weißen Fläche, da gerät alles in Bewegung und Aufrubr und launige Aus-

gelassenheit. Aber wir kennen von ihm auch farbeintrunkene Aquarelle, naß in naß, die den in Erstäunen setzen, der diese Seite an ihm nicht kennt.

Wenn er auch die klare Form des Gegenständlichen beherrscht — seine künstlerische Entfaltung beginnt erst, wo er sich davon loslösen und der Phantastik seiner Visionen freien Lauf lassen kann. In Leo von Welden finden wir ein Talent von eigenartigem Charakter, durchaus unakademisch, nichtsdestoweniger eine Persönlichkeit von einmaliger Begabung. Wir müssen schon auf alte deutsche Meister zurückgehen, um etwas dergleichen zu finden, und wo wir nach einer Ähnlichkeit suchen, tritt sie uns vielleicht am stärksten in den Zeichnungen Wolf Kubers entgegen.



Frauenraub

Leo von Welten

Ein Stück von ihr

Von Karl Gideon Göffele

Mitunter, wenn die Geräusche des Alltags gar zu schrill mir ins Ohr dringen, besuche ich ein Konzert, das mir die Abnung einer Welt der Harmonie vermittelt.

In der Konzertagentur fiel mir ein Plakat auf, das ankündigte: „Liebeslieder von Eduard Bohnacker“. Vorgetragen sollten sie werden von einer bekannten Sopranistin. Am Flügel: Der Komponist. Eduard Bohnacker? War mir der Name nicht bekannt? Sieß so nicht ein ehemaliger Mitschüler von mir? War dieser Eduard Bohnacker Musiker geworden? Wer hätte das gedacht! Nun einmal neugierig geworden, beschloß ich, hinzugehen.

Ich bekam einen Platz ganz vorn. Aus dem Programmheft ging hervor, daß Eduard Bohnacker der Öffentlichkeit kein Neuling mehr war. Er hatte eine große Anzahl von Liedern in Kluff gesetzt. Und für ein symphonisches Werk hatte er einen Akademiepreis bekommen. Als das Konzert begann, war der große Raum dicht besetzt.

Es wurde dunkel. Der Vorhang vor dem bühnenähnlichen Podium ging auf.

Die Sängerin wurde mit Applaus empfangen. Vor dem Flügel saß Eduard Bohnacker. Jawohl, das war er. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Die Figur war noch immer zu lang und zu dünn. Wie als Schuljunge standen ihm die Haare borstenartig in die Höhe. Noch immer strahlte die unbeholfen wirkende Gestalt jene Verlegenheit aus, deretwegen Eduard Bohnacker von seinen Klassen-genossen gehänselt worden war.

Die ersten Akkorde setzten ein und formten sich zu einem Tonquadrat. Aus diesem Gebilde schossen Läufe, die wie runde Figuren verperkten. Dann hoben sich die Konturen einer Melodie ab, in welche die Singstimme Leben füllte. Und diese Melodie führte mich zurück ins Jugendländ, in Traumereien, die in Wirklichkeit verschwunden, in Wirklichkeiten, die zarter als Traumereien waren.

Wir waren kleine Jungen von 10 Jahren. Wir drückten die gleiche Schulbank. Auf dem Katheder saß unser Naturgeschichtsprofessor Johannes Rodweis,

der bei jeder Gelegenheit erwähnte, daß sein Stammvater auf den großen Friedrich Schiller zurückgehe, dessen Mutter eine geborene Rodweis gewesen sei. Er paukte mit uns Abchnitt groß A: Säugetiere, Abteilung römisch II: Wiederkäuher, Unterabchnitt arabisch 3: Zweihüfer.

Eduard Bohnacker und ich paßten nicht auf. Wir waren in einen Handel verstrickt. Es ging um nichts mehr und um nichts weniger als um „Liebe“. Das heißt, mir ging es nur darum, ob ich statt zwei Farblitien drei erhalten würde. Aber bei Eduard Bohnacker war etwas mir Unfaßbares eingetreten: Er war bereit, um eines Mädchens willen auf seine wunderbaren Farblitien zu verzichten!

Die junge Dame, die es fertiggebracht hatte, in Eduard Bohnacker eine solche Verwirrung der Gefühle auszulösen, hieß Magda Kindler, war ein Jahr älter als wir und hatte lange, blonde Sängerköpfe. Bei uns Jungen war sie beliebt, weil sie unseren Knabenpielen als einziges Mädchen gewachsen war. Uns ihrerseits behandelte sie nach einer unausgesprochenen,

aber feststehenden Kangleiste. Auf dieser Kangleiste stand ich obenan. Magda und ich waren Nachbarskinder. Ich machte mir nicht viel aus ihr. Mein Verhältnis war so wie das zu einer Schwester, mit der man mehr streit als einig war. Für Magda jedoch war ich der Junge, mit dem sie die größte Menge gemeinsamer Lebensnisse verband. Und deshalb zeichnete sie mich durch selbstverständliche Betonung unserer Zusammengehörigkeit aus, was meine Schulkameraden wiederum um Anlaß nahmen, festzustellen, daß ich mit Magda „ginge“. An letzter Stelle auf Magda Kindlers Kangleiste stand Eduard Bohnacker. Er war lang, dünn, räppisch und ungeschickt. Seitdem er „Gefühle“ in sich entdeckte, hatte sich die ihm anhaftende Verlegenheit Magda gegenüber deart gesteigert, daß er in des Mädchens Gegenwart kein Wort mehr herausbringen konnte.

Eduard Bohnacker nannte mich seinen Freund. Seitdem ich als Junge mit gefurchteten Händen den körperlich schwächlichen Knaben aus einer Horde ihn qualender Schulkameraden herausgehauen hatte, hing er an mir mit Treue.

Eduard Bohnacker wußte, daß ich ihn um ein paar wundervolle Farbstifte beneidete, bei denen die Farben anwechselbar waren. Darauf gründete er seinen Plan. Während der bewußten Natur-

geschichte stunde schob er mir einen Zettel zu, auf dem stand: „Ich liebe Magda. Du liebst sie nicht. Wenn Du mir Magda abtrittst, erhältst Du zwei meiner Farbstifte. Dein Freund Eduard Bohnacker.“ Ich schrieb auf den Zettel: „Unter drei Farbstiften ist nichts zu machen.“ Er fragte als Antwort: „Gemacht.“ Aber noch hatte ich den Zettel nicht an mich nehmen können, als schon eine andere Hand, die des Herrn Professors Rodweis, nach ihm griff. Von seinem Katheder aus mußte er gesehen haben, daß zwischen Eduard Bohnacker und mir was nicht in Ordnung sei. Als gewiegter Pädagoge hatte er dann getan, als ob er nichts bemerkt habe, hatte seelenruhig weitergesprochen, war aufgestanden und zwischen den Bankreihen auf und ab gegangen, fortlaufend wissenswerte Dinge von der Gattung der Wiederkäufer wiederkäuend. So hatte er sich allmählich unbemerkt in den Rücken des feindes geschlängelt und von dort aus einen erfolgreichen Angriff gewagt. Jetzt hielt er jenes Dokument in der Hand, das in erschütternder Weise Zeugnis ablegte von Eduard Bohnackers unglücklicher Liebe und von meiner Geschäftstüchtigkeit. Leider hatte Herr Rodweis — trotz seiner Schiller-Verwandtschaft — kein übertriebenes Verständnis für die Gefühlsausbrüche unserer schönen Seelen. Er diktierte mir eine und Eduard Bohn-

acker zwei Stunden Arrest zu und machte uns obendrein noch unerblich lächerlich, indem er unser Verbrechen seinen Lehrer-Kollegen erzählte.

Damit war aber unser Handel nicht beendet. In Eduard Bohnacker war die „Liebe“ zu Magda Kindler nicht erloschen. Ich meinerseits wollte mir die drei Farbstifte nicht entgehen lassen und mußte an Gegenleistung denken. Damals lag Magda gerade wegen einer Blinddarmentzündung im Krankenhaus und ich ging fast täglich bei ihr aus und ein. Ich veranlaßte also Eduard Bohnacker, mit mir dorthin zu kommen.

Die Schwester führte uns zu dem kleinen Zimmer, wo Magda lag. Das heißt, sie lag nicht mehr, sondern sie war auf. In ein paar Tagen sollte sie entlassen werden. Zu mir war sie wie immer nett. Den armen Eduard jedoch behandelte sie arg von oben herab. Sie zeigte mir ein Gefäß, das auf einem Tischchen bei der Tür stand und mit Spiritus angefüllt war. Darin schwamm ihr herausoperierter Blinddarmfortsatz herum. Dann erzählte sie mir wie schon oft, daß Chloroform ein scheußliches Zeug sei und daß sie von der ganzen Operation nichts gespürt habe. Nur als die Fäden aus der Wunde gezogen worden seien, habe es weh getan. Jetzt sei sie wieder gesund und sobald sie aus dem „Affenhall“ raus sei, wolle sie



Leo von Walden



Tine, 3 Monate alt!

Das Töchterchen des Künstlers

Leo von Welzen

mit mir nach den Waldtümpeln gehen, um Feuer salamander zu fischen. Als ich ihr vorzuschlug, statt meiner mit Eduard Bohnacker zu gehen, begehrte sie auf und malte mir die Freuden des geplanten Unternehmens so eifrig aus, daß sie gar nicht bemerkte, wie Eduard Bohnacker sich lautlos verkrümelte. Vor dem Krankenhaus wartete Eduard auf mich. Mir fiel kein gedrücktes Wesen auf und ich suchte ihn zu reizen. Er fiel mir aber ins Wort und sagte, er habe etwas Schlimmes getan. Was er denn Schlimmes getan habe, fragte ich. Als Antwort zog er das mit Spiritus gefüllte Glas hervor, in dem Magda Kindlers Blinddarmfortsatz herumschwamm. Er solle es sofort zurücktragen, forderte ich. Da sah ich meinen freund Eduard Bohnacker zum ersten — und einzigen Male energisch werden: Er denke ja gar nicht daran. Dies Glas nebst Inhalt behalte er als Andenken an Magda Kindler, die nichts von ihm wissen wolle. So besitze er wenigstens ein Stück von ihr. Die farblosste dürfte ich behalten, wenn ich strengstes Stillschweigen be- wehre.

Aus einem Stammbuch

Dein Platz

Das Schicksal hat dich so gestellt
Auf deinen Platz in dieser Welt,
Wie es die Weltenordnung will,
Deshalb sei stark und schaffe still.

Ist auch dein Platz auf Erden klein,
füllst du ihn aus mit deinem Sein,
So wechslst du deines Lebens Pflicht,
Und mehr kannst du hienieden nicht.

Stell dich der Kampf, stürmt dich die Not,
Ruft dich das letzte Morgenrot,
Du wilst auf deinem Platze sein,
Du wilst getreu, der Sieg wird dein.

Selbstredend versprech ich Stillschweigen. Und es ist nie herausgekommen, wohn Magda Kindlers Blinddarmfortsatz geraten war.

Ich erwachte aus meinem Ausflug in das phantastische Land der Erinnerungen durch das Gandelkätzchen des Publikums. An der Kampe verneigten sich Eduard Bohnacker und die Sängerin. Das Konzert war aus.

Ich ließ es mir nicht nehmen, meinen Schulkameraden zu begrüßen. Er war über das unverhoffte Wiedersehen nicht weniger erfreut als ich und lud mich nach Hause ein. Seine Frau würde sich freuen.

Bei ihm angelangt, wollte ich meinen Augen nicht trauen: Seine Frau war Magda Kindler, von der ich nichts mehr gehört hatte, seitdem ich aus meiner Heimatstadt weggezogen war. Als Mann hatte Eduard Bohnacker sich Magda Kindlers Zuneigung erwerben können, die ihm als Knabe unerreichbar war.

Zu dritt feierten wir Wiedersehen bis in den frühen Morgen hinein.

DIE FRAU AM SEIL

Von Rudolf Anderl

Die nachstehend erzählte kleine Geschichte ist nicht erfunden. Ich erfuhr sie auf einem der bekanntesten Berggipfel des Wilden Kaisers in Tirol. Man schrieb Juli; der Tag war heiß und wolkenlos, nur über dem fernen Weiß der Tauernfette hingenzarte Dunststreifen von unbestimmter Farbe.

Neben mir auf dem Gipfelblock saß ein blonder kräftiger Mann von etwa fünf- unddreißig Jahren. . . ich hatte ihn schon am vergangenen Abend in der Sütte gesehen. Sein Gesicht war tiefbraun und fast hart, mit blauen Augen und auffällig dünnem Mund; das aufgeschöpfte Hemd ließ auf der Brust eine dunkelrote und sehr tiefe Narbe sehen, und seiner linken Hand fehlten zwei Finger. Er war, wie er mir in seiner kurzen, doch klaren und schlichten Sprechweise erzählte, erst um sechs Uhr am Einstieg gewesen, also eine volle Stunde nach mir, und mußte demnach die schwere Wand in ausgezeichneter Kletterei gemeißelt haben. Ich sagte ihm das auch, — er lächelte nur und meinte, daß das bei seiner Übung kein Wunder sei. Dann holte er Pfeife und Tabak aus der Tasche und bat um Feuer — „ich selbst habe nämlich keines bei

mir“ — und hochte dann schweigend geraume Zeit bei mir, den ruhigen Blick nach den Wänden des nahen Predigtstuhls gerichtet.

Tief unter uns wanderten vier kleine Punkte von der Senke des Streifenjochs der Steinernen Rinne zu; mein Nachbar nahm das Glas und beobachtete sie lange. „Zwei Männer und zwei Frauen“, entschied er dann kurz. Er reichte mir den Fernstecher, der mir die Beobachtung bestätigte. Die Vier waren ohne Kufsäcke, befanden sich also auf Kletterfabrik. Wenig später waren sie aus unserem Gesichtsfeld verschwunden.

„Ich war ein einziges Mal mit einem Mädel in den Wänden“, begann ich, an die eben gegebene Gruppe anknüpfend. „Übrigens auch hier im Gebirg, am Ötztalweg im Zettenkaiser. Es war eine Kuffsteinerin. Sie hielt sich ausgezeichnet.“

„Einmal nur?“, sagte mein Nebenmann, und er lachte dazu — aber dieses Lachen hatte harten Klang. „Dreißig Kletterfahrten, gering gerechnet, habe ich mit einer Frau gemacht, und auf allen dreißig hielt sie sich so gut wie irgend ein Mann.“

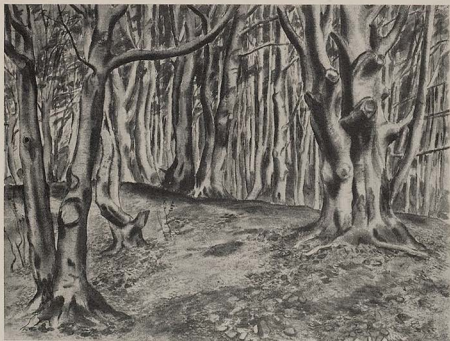
Aus einem unbestimmtem Grund her-

aus, fragte ich ihn: „Sie gehen natürlich heute noch mit ihr?“

Er wandte sein Gesicht weg und zog angelegentlich an seiner Pfeife. Erst nach einer Weile antwortete er: „Das ist . . . das ist unmöglich. Sie ist tot. Abgestürzt.“

Über den Gipfel des Predigtstuhls schob sich eine kleine, gerollte, sehr weiße Wolke vor. Ein Stein, von der unachtsamen Bewegung des Fußes gelöst, kollerte in die Tiefe; man hörte ihn von Zeit zu Zeit aufschlagen; es dauerte lange, bis er die siebenhundert Meter Wandbruch hinter sich hatte. In fläsigem Glanz dehnte sich hinter dem Rücken des Feldkopfes die Ebene, vom tiefblauen Himmel gleich einer ungeheuren Glocke überwölbt.

Der Mann neben mir war aufgestanden. Er war sehr groß, die Narbe auf seiner freien Brust leuchtete außerordentlich. Mit einem Male begann er zu sprechen, langsam und gleichmäßig, wie bei einem Diktat, die Hände in den Taschen und die Augen unablässig nach dem gewaltigen Turm zu unserer Linken gerichtet. „Abgestürzt“, wiederholte er, „abgestürzt, jawohl, und zwar heute vor einem Jahr. Dort drüben.“ Mit einem Winken des Kopfes bedeutete er die Rich-



Waldeinsamkeit

Heinz Kistler



Dirixellus

„Am Tage habe ich mich ja schon etwas ans Alleinsein gewöhnt. Nachts fühle ich mich aber immer noch sehr einsam.“

tung. „Es war ein herrlicher Tag damals, groß und blau wie heute und sehr heiß, — ich glaube, daß man keine Wolke sehen konnte weit und breit. Wir waren zeitig in der Wand, um vor der Mittagsschlaf das Schwerste hinter uns zu bringen. — Sie ging mir an diesem Tage zu schnell, so daß ich sie mehrmals bat, mit ihren Kräften zu sparen. Nach einer Weile, als wir eben auf einer kleinen Platte nebeneinander standen, bat sie mich, ihr die Führung zu übergeben ... bis dahin war ich als Erster gegangen. Ich sagte ohne weiteres ja; ich kannte sie und wußte, wie sie führte; wir hatten zusammen schwere Fahrten gemacht, die Vajolettürme, den Schmittkamin an der Fünffingerrippe, die direkte Südwand an der Maemolata, Nordwand der Kleinen Zinne, Langfofel Nordostflanke und vieles andere mehr — warum sollte ich sie also nicht vorausgehen lassen? Natürlich verband uns das Seil. Sie stieg an, vielleicht fünfzehn Meter bis zum nächsten Sicherungsplatz — und eben da, als ich glaubte, sie müsse mir rufen, daß ich nachkommen sollte, eben da hörte ich einen kleinen jähen Schrei, halb Angst, halb Warnung —, und dann flog auch schon ihr Körper an mir vorbei in die Tiefe, der Kopf voraus. Unwillkürlich zog ich in Seilen das Seil ein, um den Sturz so viel wie möglich zu schwächen und nicht selbst mir in die Tiefe gerissen zu werden — aber diese Sorge war unnötig. Sie hing gar nicht mehr am Seil. Dicht neben dem Karabiner war der Gans durchschnitten. Wie sie da noch machen konnte, ob sie plötzlich eine Schwäche fühlte oder überhaupt nur vorbeugen wollte in der Ahnung der nahen Gefahr, — ich weiß es nicht; jedenfalls hatte sie noch Zeit, an meine Rettungs zu denken...“, der Erzähler stockte einen

Augenblick, die Stimme drohte ihm zu versagen. Weiß der Himmel, wie ich das alles überstanden habe und selbst aus der Wand gekommen bin. Ich lief zur Gütte, und dann suchten wir bis zum Abend; ich selbst habe sie gefunden, vierzig Meter unter der Absturzstelle, tot zwar, aber doch ohne sichtbare äußeren Verletzungen: So sah sie auch hier noch schön aus wie im Leben, denn, weiß Gott, sie ist nie häßlich gewesen. — Ja.“ Er schwieg, rasch und unvermittelt, als bereue er schon, so viel einem Fremden gesagt zu haben. Während er mit der Hand nach rechts wies, fuhr er mit völlig veränderter Stimme fort: „Sehen Sie dort die Wolke — Das Wetter wird nicht mehr lange halten. Wenn es Ihnen recht ist, so steigen wir zusammen ab.“ Er bückte sich rasch nach seinem Hut, aber ich sah doch, daß in seinen Augen Tränen standen.

Ich wollte ihm die Hand reichen, aber er schien es nicht zu sehen. Während wir uns zum Abstieg fertig machten, glaubte ich noch fragen zu müssen: „Ihre Begleiterin von damals... sie stand Ihnen wohl sehr nahe?“

Der Mann sah auf, „Allerdings“, antwortete er laut. Seine Stimme sollte gleichgültig klingen, aber es war Trauer und Unruhe in ihr. „Gewiß, sie stand mir nahe. — Es war meine Frau.“

Während er sich mit der rechten Hand an einem Felsstück einhielt, schwang er sich gewandt vom Spießblock in die Wand hinaus. Einen Augenblick wehte sein blondes Haar schopf im Geleucht der Sonne. Vorichtig stieg ich ihm nach; über dem Predigstuhl stand hoch und drohend die weiße Wolke, und ein rascher und stoßender Wind flog plötzlich über das Gebirge.

Der verschwiegene Nachlaß

Erzählung von Gert L ynch

Die ungewöhnliche Beliebtheit, deren sich der Buchhändler Trappister erfreut hatte, wurde erst bei seinem Begräbnis offenbar. Seit vielen Jahren hatte die Kleinstadt einen Trauertag solcher Länge und derartige Verge von Kränzen nicht mehr gesehen.

Auf die sachliche Frage eines Fremden nach den besonderen Verdiensten des Verstorbenen konnte Dr. Wenk keine bestimmte Antwort geben. „Je nun“, wußte er nur zu sagen, „dieser Buchhändler war eben ein guter Mensch, der keinen Feind hatte.“

Damit war der Fremde befriedigt. Nicht aber Dr. Wenk selbst. Die Frage nach den besonderen Verdiensten des Buchhändlers begann ihn um so mehr zu beschäftigen, je tiefer er in den Nachlaß, den er zu ordnen hatte, Einblick gewann.

Da der Buchhändler Witwer und kinderlos gewesen war, ging der Nachlaß auf die nächsten Verwandten über, womit die Sache sich rechtlich erledigte und die Akten geschlossen wurden.

Nun griff der Anwalt den Fall von neuem auf, und diesmal von der menschlichen Seite. Das Geheimnis, das das Leben des Buchhändlers unwitterte, tat es ihm an. Womit hatte Trappister, der vor fünfzehn Jahren als Fremder zugezogen war, sich so beliebt gemacht?

Das Ansehen, das Reichtum und freigebigkeit verleihen, schied von vornherein aus. Der Nachlaß hatte erwiesen, daß der Buchhändler nichts weniger als reich gewesen war. Er hatte vielmehr in kleinen Verhältnissen gelebt. Seine Hinterlassenschaft mußte für einen Mann seiner Bedeutung als sehr geringfügig bezeichnet werden. Es war ihm niemals möglich gewesen, sich durch großzügige Stiftungen um die allgemeine Wohlfahrt verdient zu machen. Auch hatte er weder ein städtisches noch ein anderes Ehrenamt bekleidet, womit ein Einfluß hätte ausgeübt werden können.

Dr. Wenk, der erst seit anderthalb Jahren am Plage war und den Buchhändler nicht näher kennengelernt hatte, wandte sich an verschiedene Leute. Doch das, was er erfuhr, war entweder belanglos, oder widersprechend, oder geradezu unfinnig, so daß er beifollos, einen anderen Weg zu wählen. Wenn, dann konnte nur der eine zuverlässige Auskunft erteilen, der mit Trappister eng befreundet

gewesen war. Als solcher wurde der Apotheker Knitterer bezeichnet.

Am Abend besuchte der Anwalt den Apotheker und brachte sein Anliegen vor. Der Apotheker holte etliche Flaschen aus dem Keller, trank sich in Laune und redete über Trappistler, von häufigen Einwürfen Dr. Wenks geäußert und angeregt.

„Er war nicht das, was man einen guten Redner nennt“, berichtigte er. „Er war hingegen ein guter Zuhörer. Doch wenn er schon etwas sagte, dann hatte es Hand und Fuß. Er war einer, auf den man bauen konnte.“

„Wie?“ fragte der Anwalt.

„Ich könnte Ihnen mit Beispielen aufwarten“, versicherte der Apotheker, „aber das würde zu weit führen. Sie dürfen es mir schon glauben, Doktor, wenn ich behaupte, daß es so war!“

„Ich glaube es gern“, pflichtete der Anwalt bei und stellte die Frage: „Dennoch, wenn ich Sie recht verstehe, war Trappistler, dessen starker Charakter ganz außer Zweifel steht, ein Willensmensch, der nicht nur sich selbst bederrichte, sondern auch andere im guten Sinne zu beeinflussen wußte?“

Der Apotheker bewegte zwiespältig die Achseln: „Ja und nein. Ein starker Charakter setzt einen starken Willen voraus, darin haben Sie recht, und Trappistler war in diesem Sinne selbstverständlich ein Willensmensch. Aber er übertrug seinen Willen niemals auf andere. Er versuchte nie, jemanden zu beeinflussen. Er war, wie soll ich sagen, ein liebenswürdiger und bescheidener Mensch.“

„Er muß noch andere Eigenschaften besitzen haben. Seine liebenswürdige, bescheidene Art allein hätte nicht genügt, ihm die Verehrung einer Anzahl wohlgeachteter Mitbürger zu sichern. Ich kenne Leute, die durchaus bescheiden und liebenswürdig sind, ohne deswegen aufzufallen. Wie deckt sich das?“

„Das ist schwer zu erklären, Doktor. Unser Buchhändler war kein gewöhnlicher Mensch. Die, welche das Glück hatten, mit ihm näher bekannt zu werden, wurden auf Lebensdauer zu seinen Freunden. Und bei solchen Freundschaften entscheidet meines Erachtens nicht die besondere Eigenschaft, die einer besitzt, sondern das Zusammenwirken sämtlicher Wesenszüge, gleichsam die Ausstrahlung und der Geruch des Menschen, wovon man sich angezogen fühlt, wie bei Trappistler, oder kalt bleibt, oder abgestoßen wird, je nachdem.“

„Ausgezeichnet“, sagte der Anwalt, „ich bin ganz Ihrer Meinung. Doch will mir scheinen, daß der Fall Trappistler auch damit noch nicht geklärt ist. Vielleicht hatte der Mann als Witwer die einsamen Abende gecheut und fleißig Gesellschaften und Vereine besucht, so daß er dort eine Art ruhender Pol war?“

Der Apotheker schüttelte den Kopf: „Trappistler besuchte weder Gesellschaften

noch Vereine. Wer ihn sprechen wollte mußte zu ihm kommen.“

„Hatte er häufig Gäste?“

„Da bin ich überfragt. Ich pflegte meine Besuche anzumelden und war dann stets der einzige Gast.“

„Wann haben Sie Trappistler kennengelernt?“

„Vor vierzehn Jahren.“

„Und er hat sich immer bederricht?“

„Immer und auf das beste!“

„Und hat diese Freundschaft jemals die Feuerprobe bestanden?“

„Das will ich meinen!“

„Anwiefern, wenn ich fragen darf?“

Der Apotheker trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Dann sagte er unvermittelt: „Ach, lassen wir das. Reden wir lieber von etwas anderem.“

„Lieber, bester Herr Knitterer“, rief der Anwalt, indem er bezeichnend die Hände hob, „jetzt schlagen Sie mir die Tür vor der Nase zu. Womit habe ich das verdient? Erzählen Sie, bitte, weiter. Trappistler besaß ein Geheimnis erfolgreicheren Lebens. Ich weiß es, weil ich es fühle. Und ich werde nicht eher ruhen, bis ich dieses Geheimnis gelöst habe, ob nun mit Ihrer Hilfe oder ohne sie.“

Der Apotheker erhob sich und durchmaß das Zimmer mit bedächtigen Schritten. „Gut“, sagte er nach einer Weile,

„es sei. Ich will Ihnen das Geheimnis Trappistlers verraten. Eigentlich ist es gar kein Geheimnis, sondern das alte, schlichte, jedem Schulfinde geläufige Sprichwort Schweigen ist Gold, das der Buchhändler befolgte. Das Geheimnis Trappistlers, wenn man so sagen will, bestand also darin, daß er zur rechten Zeit schweigen konnte. So kam es, daß man sich Herz bei ihm ausschüttete. Er war ein Mann, dem man alles vertrauen konnte, ohne auch nur im geringsten befürchten zu müssen, daß er es weiter-erzählte oder sein Wissen in irgendeiner Form ausspielte. — Nun werden Sie verstehen, lieber Doktor, daß der Zeimgang Trappistlers für mich und manchen anderen einen unerfeglichen Verlust bedeutet. Es mag noch viele ehrenwerte Männer in unserer Bürgerschaft geben, aber Trappistler war das Vertrauen und die Unheimlichkeit selbst. Und wenn man seine Verdienste ermessen will, so braucht man nur zu bedenken, wieviel Mißverständnisse, Feindschaften, Verbrechen und Tränen bereits hervorgerufen wurden von Leuten, die nicht schweigen konnten. Damit wäre wohl alles gesagt. Es bleibt uns nur übrig, das Glas zu erheben und anzustoßen auf das Andenken Felix Trappistlers und sein großes Geheimnis!“

Und der Apotheker leerte das Glas und warf es in die Ofenecke, wo es zer-splitterte.

Dietrich Heinrich Volz



„Wenn jetzt net bald was anbeißt, geb ich's auf und werd' Kaplan.“

„Da beissen's heut auch net mehr so leicht an!“

Der Titelhasser

Von Ferdinand Silbereisen

Der am 12. Februar 1894 verstorbene Hans v. Bülow, einer der größten Klaviervirtuosen aller Zeiten, hatte alle Titulaturen und nichts war ihm widerwärtiger, als wenn man ihn an seine offiziellen Stellungen erinnerte.

Eine Dame, die das nicht wusste, redete ihn bei einem Diner mit „Herr Professor“ an. Bülow schmit eine Grimasse, sagte aber kein Wort. Erst als ihm die Dame zum dritten Male den „Herrn Professor“ zu hören gab, raffte er sich zu der drastischen Bemerkung auf:

„Gnädige Frau, wenn Sie mich denn durchaus ärgern müssen, dann nennen Sie mich lieber gleich „Sopranist!“



Pariser Bekanntschaft

Auf einer Bank im Luxemburg-Garten lernte ich eine nette Französin kennen. Neben ihr stand ein Kinderwagen mit einem entzückenden blonden Baby. Die Mutter hatte pechschwarze Haare. Im Laufe der Unterhaltung stellte ich die Frage, ob das Kind einen blonden Vater hätte?

„Ja, Monsieur, das ist so eine heikle Frage. Eine kleine Geschichte im Frühling. In einem schönen Abend wandelten wir am Ufer der Seine. Der Vater... Ich hatte ihn erst kennengelernt. Und die Farbe seiner Haare? Ja, damals hatte er den Hut aufbehalten und seitdem habe ich ihn — nicht mehr gesehen.“ n.

Frosch und Spinne

Von T. Walter

Ein kleines Mädchen, es heißt Liese, sitzt ganz allein auf einer Wiese. Das Kind flücht einen Kratz fürs Haar. Die Butterblumen, leuchtend klar mit ihren langen, fetten Stielen, sind angetan, damit zu spielen. Auch Glockenblumen flücht sie ein. Die sind so blau, so zart und fein. Nun braucht das Kind gar keinen Hut. Solch Kränzlein steht dem Mädel gut. Die Sonne strahlt auf Blumen, Blätter und Liese. Dieses Sonnenwetter hat sich ein Frosch zunutze gemacht. Er sonnt sich und gibt dabei acht, ob nicht 'ne Mücke oder 'n Drummer der kleinen Liese machen Nummer; denn dicke Armdchen, pralle Beine, die locken gern im Sonnenschein die Fliegen und die Mücken an. Weil man da so schön stechen kann. Das brennt dann sehr. Die Lief', die gute, macht bestimmt 'ne schiefe Schmutz. Drum gibt das Froschlein fleißig acht, daß sich kein Quälgeist mausig macht. Das Kind sitzt still und träumt und sinnt. Im Gras jent auch ein Spinnlein spinnt Ein Netz vom allerfeinsten Jaden.

Ein Mücklein naht, dem Kind zu schaden. Es summt mit feinem, hellen Klang, Setzt auf ein Bein sich frei und frank, Hat schon den Köpfel blank gezogen, Zups kommt der dicke Frosch geflogen. Mit fähnem Schwunge macht er: Schwapp! Beißt Mückleins Lebensfaden ab. Der Quälgeist rutschst in Froschleins Magen, Ihm macht der Schmaus sehr viel Behagen. Die Liese staunt, sitzt unbewegt Und freut sich, daß der Frosch sich pflegt.

Da summt ein Drummer, dick und fett, Ob er hier nichts zu schlecken hat. Neugierig kommt zu Lief' er feck. Das Kind wehrt von der Hand ihn weg. Er weicht ihr aus im großen Bogen Und kommt in Spinnleins Netz geflogen. Die eilt herzu in raschem Lauf Und frisst den dicken Drummer auf. Da lacht die Liese silberhell. Der Frosch und Spinnlein sind zur Stell', Damit der Drummer und die Mück' Nicht satt sich fressen, rund und dick. Sie lacht vergnügt mit frohem Klang, Sagt Spinn' und Froschleins: „Vielen Dank!“ Läuft von der Wiese hin zum Haus. Damit ist die Geschichte aus!

Nun weißt du auch, mein liebes Kind, Wie nützlich Frosch und Spinnlein sind!

Tells Mückenschutz

kl. Flasche 0.60 Mk., gr. Flasche 1.— Mk.

verscheucht die Plagegeister / angenehm für die Haut

Erneuerung der Haut durch

Meeresschlick-Packungen

Erprobt und begutachtet durch die Kamellikerin Hilde Käte Bornemann, Berlin, Kurfürstendamm 14.

Meeres- und Kreideschlick-Packungen (mild) / Kreideschlickpackungen (sehr mild für großporige Haut) 4 Packungen 1.— Mk., 10 Packungen 2.50 Mk. / Kreideschlickbäder je Bad 0.80 Mk., 5 Bäder 3.50 Mk. desgl. mit Kohlesäurenentwickl. je Bad 1.10 Mk., 5 Bäder 4.50 Mk. / Versand ab 5 Mk. postfrei / Nachnahme 0.40 Mk. besond. / Ges. gesch. in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, USA, Italien, Griechenland usw.

WALTER TELL Aufbereitung kolloid. Massen / Berlin W 35, Großadmiral Prinz Heinrichstr. 27 / Postcheck. 190438

Als es noch keine Kulturkammer gab

Literaturgeschichte in Kulturkuriösen Begebenheiten / Von Hermann Ulbrich-Sannibal

Der Aufschwung des deutschen Schrifttums des 18. Jahrhunderts fand in Österreich wenig Widerhall, da der holländische Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, Gerard van Swieten, der an der Spitze der Wiener Zensurkommission stand, eine übertrieben strenge Wacht lief, obwohl er andererseits einen unerschrockenen Kampf gegen die geistliche Zensur führte, die dem Volk die wichtigsten Bildungsmittel vorenthielt.

Aber das eigenartige Schicksal hat es gewollt, daß van Swieten selber der Herausgeber des gefährlichsten aller Bücher in Österreich wurde. Er begründete zur besseren Durchführung seiner Zensurverbote und zur schnelleren Unterdrückung der Behörden den „Catalogus librorum prohibitorum“, ein gedrucktes Verzeichnis der verbotenen Bücher, das immer wieder in erweiterten Auflagen erschien.

Dieses Buch, durch das — wie Lessings Freund Nicolai sagte — die schlechten Leute die schlechten und die klugen Leute die klugen Bücher erst kennen lernten, wurde bald ein gesuchter Führer durch die anrüchliche Literatur, daß sich die Zensurkommission schließlich gezwungen sah, den vielbegehrten Katalog selber auf den Index zu setzen.

Als Sichte noch als Professor an der Universität in Jena wirkte und Herausgeber des Philosophischen Journals war, veröffentlichte er in dieser Zeitschrift eine Abhandlung „über den Grund unseres Glaubens an eine moralische Weltregierung“.

Auf Grund dieses Aufsatzes unternahm das Oberkonsistorium in Dresden eine systematische Hetze gegen den berühmten Philosophen. Die Folge davon war, daß das Philosophische Journal in zahlreichen deutschen Kleinstaaten verboten und Sichte zur Aufgabe seines Amtes in Jena veranlaßt wurde.

Alein im größten Staate des Deutschen Reiches konnte jeder nach seiner Façon selig werden und „gedeckt“ vor den Bannstrahlen der Prießer und den Steinigungen der Gläubigen“ leben. Und deshalb antwortete der König dem Minister, an den Sichte wegen einer dauernden Niederlassung in Preußen herangeraten war: „Nicht Sichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts.“

Preußen hatte die Aufnahme Sichtes nicht zu bereuen. Er wurde durch seine

„Reden an die deutsche Nation“ einer der größten Patrioten des 19. Jahrhunderts, wengleich diese Reden fünfundsiebzig Jahre nach den Befreiungskriegen auch verboten wurden.

Als es noch keine Kulturkammer gab, von der die kulturellen Belange betreut wurden, haben Dichter und Verleger manche Klinge mit den geistig oft recht armseligen Zensoren gekreuzt.

Als Soltei zum Geburtstag des preussischen Königs im Jahre 1825 in der

Spenerschen Zeitung in Berlin ein patriotisches Festgedicht veröffentlichen wollte, wurde der Abdruck von dem als Zensur fungierenden Geheimrat Grano als zur Aufnahme nicht geeignet abgelehnt.

Das ärgerte den Dichter dergestalt, daß er dem Zensur einen Streich spielte. Er hatte als Hausdichter des königlichen Theaters in Berlin alle Festprologe zu liefern und stellte das abgelehnte Gedicht nun dem Theater zur Verfügung, dessen Zensur von dem Theaterdirektor selber ausgeübt wurde.

Der Synodikus hatte nichts gegen das Gedicht einzuwenden, so daß es als Prolog die festliche Abendvorstellung eröffnete und tags darauf auch in der Zeitung abgedruckt wurde, weil es Brauch war, daß die zu Ehren des Königs gehaltenen Reden nachgedruckt wurden, ohne den Zensoren vorgelegen zu haben.

Ein ungarischer Magnat hat bei der österreichischen Zensurstelle um die Genehmigung, sich das verbotene Buch „Anemones“ des österreichischen Historikers Baron von Szormayr beschaffen zu dürfen. Da ihm die Zensurstelle die Erlaubnis verweigerte, wandte er sich persönlich an den Grafen Sedlnitzky, den Polizeipräsidenten, den der Volksmund als „Graf Streicher“ bezeichnete.

Der Polizeipräsident schüttelte bedächtigt den Kopf und versicherte dem Ungarn, daß kein Exemplar des verbrecherischen Buches in den österreichischen Staaten zu finden sei.

Als der Graf Sedlnitzky am selben Abend im Salon des fürsten Metternich weilte, ließ ihm der ungarische Magnat ein Paket mit sieben Exemplaren des verbotenen Buches zufließen.

Auch von Goethes Werken haben einige Dramen eine Kulturkuriöse Vergangenheit aufzuweisen. Selbst seine „Iphigenie“ gehörte zu den gefährdeten Theaterstücken, weil die Darsteller im antiken Kostüm mit nackten Beinen spielen mußten.

Als im Jahre 1912 ein Totenfonntag Theater dieses Drama zum Totenfonntag herausbringen wollte, wußte sich das zuständige Polizeiamt nicht anders zu helfen, als im Polizeipräsidentium in Berlin anzufragen, ob ein Stück wie „Iphigenie“ der ersten Bedeutung des Tages angemessen sei.

Eine solche Beschränkung ging selbst dem Dezernenten in Berlin, der diese Gelegenheit bearbeitete, über die Zensur. Er schrieb deshalb mit markigen Buchstaben an den Kand dieser Kulturkuriösen Anfrage: „Dioten!“



Wer weiß es?

Zehn neue Fragen

1. Welche Europäer führten die erste erfolgreiche Luftfahrt durch?
 2. Wann erklärten die 13 Vereinigten Staaten Nordamerikas ihre Unabhängigkeit?
 3. Was ist schwerer, Gold oder Blei?
 4. Wie groß ist ein Lichtjahr?
 5. Welchen Durchmesser hat das Milchstraßensystem, dem unsere Sonne mit ihren Planeten angehört?
 6. Wodurch wurde Gustav Theodor Fechner berühmt?
 7. Was heißt Mimikry?
 8. Wann wurde Straßburg zum ersten Male vom Reiche getrennt?
 9. Wer erbaute die Münchner Propyläen?
 10. Wer gründete Deutsch-Ost-Afrika?
- (Auflösung auf Seite 113)



MÜNCHNER WOCHE

Durch die Wiedereröffnung des Museums für Abgüsse klassischer Bildwerke in den Hofgartenarkaden ist jetzt besonders dem Kunstliebenden eine Stätte zugänglich gemacht worden, die eine Fülle der Anregung und für den Laien zum mindesten eine künstlerische Beeinflussung bedeutet. Der besondere Wert der Neuordnung der Sammlung liegt besonders in der Aufstellung der Bildwerke nach der Zeitfolge. Es sei hier erwähnt, daß die Münchner Sammlung mit denen in Berlin und Leipzig zu den größten ihrer Art gehört.

Einen wirklich guten Begriff der Münchner Malerei gibt die ständige „Ausstellung der Münchner Künstlergenossenschaft“ in ihren Räumen in der Maximilianstraße. Der neue Wechsel bringt wieder Reichhaltigkeit genug, besonders oft vertreten ist natürlich wieder die Landschaft. Neben dem Stillleben wird aber auch das „figürliche Genrebild“ gepflegt und weiter findet man eine schöne Auswahl guter Plastik. Der Reichhaltigkeit halber ist es in diesen Räumen nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen, doch sei gesagt, daß man manchen guten Bekannten unter unsern Künstlern wiederfindet.

Seit voriger Woche hat auch der Kunstverein München neue Sammlungen eröffnet, und zwar von Hedwig Trumm-Wigel, Dora Brandenburg-Polster, Peter W. Eggers, Eduard Frauendorfer und Hans Freig.

Die Sommerschau der „Kunst für Alle“ ist als Verkaufsausstellung wieder auf die Landschaft und das Stillleben eingestellt, weil eben diese Bildarten auf Grund ihrer Unpersönlichkeit für die verschiedensten Bedürfnisse passend sind. Abweichend von dem üblichen Standard der „Kunst für Alle“ finden wir Figurenbilder von Willy Pretorius und Radierungen von Peter Trumm.

Mit der „Götterdämmerung“ hat die Staatsoper in der vorigen Woche die Winterpielzeit beendet und das Ensemble tritt erst wieder zusammen zu der vom Führer angeordneten Neuinszenierung des „Lohengrin“ am Tage der Deutschen Kunst. Im Residenztheater bewahrt sich der „Sichsug in Teapel“ seit seiner Uraufführung und der Verfasser Hans Gobisch hat den starken Erfolg für sich. Im Volkstheater tollt wieder ein Dauerschwank über die Bretter unter dem etwas zusammengezwängten Titel „Liebe, Geld und Lederhohn“. Der Verfasser Anton Mayr ist der gleiche, der im Volkstheater vor einigen Wochen das „Blauweidene Strumpf-

band“ herausgebracht hatte und wie in diesem Schwank ist ihm auch beim jetzigen besonders die Charakteristik der Spielfiguren gut gelungen.

Wir sehen nicht an, in unserer Chronik der Woche auch die leichtgeschürzte Miße auszulassen und so sei des „Plagis“ gedacht, das sich jetzt in seinem Spielplan besonders auf die schon zahlreich erschienenen Fremden eingestellt hat. Wieder ist es natürlich der Weißgerl, der mit seinen Zeitgenossen die Leder auf seine Seite bringt und das Spiel von „Nord und Süd“ scheint eigens für die Verständigung München—Berlin geschrieben zu sein.

Das Programm für den Tag der Deutschen Kunst ist jetzt festgelegt und die Festsloge der drei Tage übertrifft noch mehr als im Vorjahr. Zur Eröffnung spielen die Wiener Philharmoniker unter Richard Strauß, das Nationaltheater bringt Festaufführungen von „Richard III.“, „Lohengrin“ und „Palestrina“, im Gärtnerplatztheater steigt die Neuheit „Liebe, Trommeln und Fanfaren“ mit der Musik von Peter Kreuder und die Kammerspiele warten mit dem „Don Gil von den grünen Sofen“ auf. Ein großer Tansnachmittag im Dante-Stadion zeigt die besten deutschen Balletts und Vorführungen der berühmten Lippizanerbengste der Spanischen Hofreitschule in Wien. Höhepunkt wird natürlich der Festzug „Zweitausend Jahre deutsche Kultur sein, der sich am Nachmittags des 3. Juli durch die hauptsächlichsten Straßen der Innenstadt bewegen wird und der in seiner künstlerischen Gestal-

tung seinen Vorgänger im vergangenen Jahr weit in den Schatten stellt. Natürlich wird die Straßenschmückung wieder in ihrer äußersten Vollendung durchgeführt, zu einer Festbeleuchtung am Abend werden nicht weniger als 800 000 Lampen ihr magisches Licht erstrahlen lassen. Neu und einzigartig wird auch die „Festsnacht der Künstler“ werden mit dem „Olympischen Fest“ im alten Botanischen Garten, einem klassischen Altmünchner Sommerfest am Chinesischen Turm, dem „Fest der Nymphen“ am Kleinfeldersee, dem „Fest der Blumen“ im Hofgarten, zu dessen künstlerischer Gestaltung der unseren „Jugend“freunden wohlbekannte Maler Cordier herangezogen wurde, und weiter gibt es noch ein „Nachtlager der Landknechte“ im Alten Hof und im Löwenbräukeller die „Zaubernacht der Farben“. Zum ersten Male findet im diesjährigen Festzug auch die Musik ihren künstlerischen Ausdruck. Professor Richard Trunk hat eine Festmusik zusammengestellt, die einen geschichtlichen Überblick über die deutsche Musik gibt. Die Musik wird von der Tonhalle aus gesendet und durch Lautsprecher übertragen.

So ist alles gerüstet für die festliche Zeit. Vor eines scheint nicht mitmachen zu wollen: das Wetter. Aber noch trennen uns Tage vom festlichen Ereignis und bei den Münchner Wetterverhältnissen ist man ja an Überraschungen gewöhnt. Es kann also das Wunder über Nacht geschehen, daß zu allem Glanz noch der Sonnenglanz von oben kommt.

Bürkmayer

Anzeigen-Blüten

„Suche für meine 16jährige Tochter Stellung, wo Frau gut behandelt wird —“

— Die Kleine soll sich wohl im Schatzen dieser guten Behandlung sonnen?

„Hausmädchen, kräftig, das sich auch zum Kochen verwenden läßt, gesucht —“

— Das ist ziemlich einseitig; gebraten soll sie nicht werden. Aber trotzdem empfehlen wir nähere Angaben: 3. B. „fett, mager usw.“

„Jenes Fräulein, das am — wegen eines Kindes bei mir war, wird um Angabe ihrer Adresse gebeten —“

— Nur keine Angst. Wird schon kommen. Wenn auch vielleicht erst mit der Alimentsationsflage.



Piebiker

Doppeldeutig

Arzt: „Sonderbar. Sie klagen über Schmerzen im Gehirn — bis jetzt konnte ich aber keine Spur davon entdecken!“

Kunstschule „Die Form“

Zweimonatliche Kunst-, Malerei in jeder Anwesenheit. Abendk., Sonntagskurse, Antikontie. Kurse in den bay. Bergen, Vorberit. E. d. Examen. Lehrfächer: Historie u. Prop. 80% Fahrpreisermäßigung. Staat. anerkannt. Immer geöffnet. Geogr. 1925. München 24. Hein König, Leopoldstr. 61. Tel. 3494.



Filialen und Verkaufsstellen in Hamburg, Berlin, Stettin, München, Frankfurt a. M., Hannover, Stuttgart — Händler an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Ilse Werner

Ilse Werner stellt sich vor — aus „Frau Sixta“

Ein trüber Tag — grau und mit Nebelregen — zeigte sich uns in Geiselfeld. Das hügelgelände schien ausgeföhrt. Doch nein! Da drüben leuchteten durch die narkotischen grünen Bäume die roten Lampen. Unser Wagen fuhr geräuschvoll auf, wand sich in einem Bogen um Atelier B, Atelier 1! Große Tafeln mahnten: Bei Kottlitz Kube — es wird gefilmt!

Wenig später sitze ich in der Kantine. Im Nebenzimmer, so sagt mir jemand, sitzt Ilse Werner, die blutjunge Darstellerin, die Frau Sixtas Tochter spielt. Ich trete ein. Eine junge Dame läßt mich auf meine Bitte um ein Interview ein, Platz zu nehmen. Ein natürliches Lächeln liegt auf ihrem einnehmenden Gesicht.

„Sie sind, wie ich hörte, in Java von niederländischen Eltern geboren worden?“

„Ja, das stimmt.“

„Ich hörte auch, daß Sie schnell, phantastisch schnell, zum Film kamen. Wie war das?“

„Februar bis Juli vorigen Jahres Studium im Schönbrunner Schauspielseminar; dann am Theater in der Josefstadt in Wien bereits erste Rollen in modernen Bühnenstücken. Seit Dezember filme ich.“

„Ihre Erstling vor der Kamera, Fel. Werner?“

„Die unruhigen Mädchen.“

Die Werner erzählt sprudelnd, temperamentvoll, natürlich. Es ist keine Zier daran. Ich frage weiter: „Lieben Sie den Film, d. h. die Arbeit für Ton und Kameras?“

„Sehr. Ich bin, ehrlich gesagt, filmverrückt; eigentlich. Ich schule mich in allem. Ich besuche Tanzschule, Sprechschule und übe Gesang. Ich sitze, wenn ich nicht filme, in der Tonbox, neben dem Operateur, sehe immer zu, lausche, beobachte meine Partner in ihren Szenen. Ich betreibe Selbstbildung. Unerbittlich gegen innere Wünsche für eine freie Zeit. Das bringt mich vorwärts. Ich erstrebe Anpassungsfähigkeit an meine Rollen, Sinecleben und ... Natürlichkeit.“

„Ich sehe das an Ihnen. Keine Bewegtheit liegt in Ihrem Sprechen, in Ihrer Mimik. Sie ist gebunden durch die

Situation, durch das Wort, die Frage. Die Antwort ist folgerichtig.“

Ilse Werner lacht: „Sie haben's eraten!“

Ich springe auf ihre Sprache über. „In Java geboren und solche Dialektik?“

„Meine Stationen sind: Frankfurt am Main; dann seit zwei Jahren Wien. Dort lebe ich ständig. Dort habe ich die Grundlagen für den Film durch das Theater erworben. Maria Bard hat ein Großteil dazu beigetragen.“

„Sie sagten, Sie lieben die Filmarbeit. Sehnen Sie sich nicht manchmal nach den Brettern?“

„O ja! Sich einmal wieder austoben können in einem modern-temperamentstarken Stück, das gehört zum Schauspielersleben. Jetzt macht mir filmen Spaß. Doch manchmal möchte ich nach einem harten Arbeitstag wieder auf die Bretter springen ...“

„Wir haben Sie vergangene Woche in einer Szene. Mit frohlich und der Kinz. Sie nahmen sich, wie ich bemerken konnte, die Rolle sehr zu Gemüt. Und ich glaube, frohlich ist ein guter Lehrmeister für die Feinheiten von Sprache und Mimik vor dem Objektiv.“

„Ja. Keizende Menschen sind es. Meine jetzigen Partner sind gut und kameradschaftlich. Sie lassen mir Zeit zur Einfühlung und helfen mir in jeder Weise. Und Uccy, unser Regisseur ... probt, probt, unerbittlich; macht Aufnahmen, spricht, mimt, gibt Anweisung. Er überlegt nicht. Man hat Kube bei ihm. Kein Fieber entsteht, keine Spannung.“

„Als Siebzehnjährige bedeutet das ein großes Plus in der Wahl, die Sie für „Frau Sixta“ traf. Sie haben also Glück gehabt!“

Ilse Werner klopft dreimal unter den Tisch. Tot-toi-toi!

Ich meine lachend: „Seit September beim Film und schon so abergläubisch?“

Wir lachen. Und rauchen. Schwarzen. Vom Film, vom Theater, vom Gebirge. Dort wird in den nächsten Tagen weiter-

gedreht an „Frau Sixta“. Die Aufnahmen. Mitten im Tiroler Land bei Innsbruck.

„Übermorgen geht's in die Berge“, sagte die Werner. „Es ist beglückend für mich, diese Filmarbeit mit ihrem Wechsel, ihren Neuheiten und immer neuen Szenen und Rollen.“

„Die Jugend wünscht Ihnen alles Gute dazu und viel Glück für Ihre fernere Laufbahn.“

Ich sehe noch mit Ilse Werner einer Aufnahme zu: frohlich mit der Kinz. Die Werner hockt hinter dem Operateur und sieht, lauscht; gespannt. Sie will viel lernen ...

Erwin Karl Hornauer

Wer weiß es? (Antworten von S. 111)

1. Pilâtre de Rozier und Marquis d'Arlandes im Gasballon von Charles am 15. Oktober 1783.
2. Am 4. Juli 1776.
3. Gold.
4. Das Licht legt in der Sekunde 299 796 km zurück. Ein Lichtjahr = ca. 9 461 000 000 000 km.
5. Genauere Messungen waren bisher nicht möglich, die meisten Schätzungen liegen zwischen 30 000 und 80 000 Lichtjahren.
6. Er ist der Begründer der Experimentalpsychologie, fand das Gesetz der Reizschwelle und vertrat den Gedanken, daß die Erde ein lebendiger Organismus sei.
7. Anpassungsgabe der Tiere an Form und Farbe der Umgebung.
8. 1681 durch den Raubkrieg Ludwig XIV.
9. Leo von Klenze 1862.
10. Karl Peters 1885.

Zeichenpapiere **Zeichenbedarf** **Olto Schiller**
 STAHLHART hochtransparent u. äußerst zäh München, Briener Str. 34, Tel. 57 6 50



Löwenbräukeller Stiglmayerplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte

Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Weinhaus KAKADU
das gute Abendlied hinter den
Hofbräuhaus - Nachtbetrieb

Spaten-Haus, München
führend in Küche und Keller
gegenüber dem Staatstheater

Café Orlando di Lasso am Platz
nachm. Konzert Tügl. abends Tanz

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten

Weinhaus Birck Kaufingerstr. 33
die Küche von früh bis abends
STIMMUNGS - SCHRAMMELTRIO

Gaststätte Bauerngirli
München, Residenzstraße 19/20

Café Residenz
Konditorei-Café · Sonnenstraße 4

Konditorei-Tages-Café Heid
Residenzstr. 17, gegenüber dem Staatstheater
1a Konditoreiwaren · Eis · Spezialitäten



Vorzüglich und preiswert speisen Sie
in **GEISEL'S** neuen
EXCELSIOR GASTSTÄTTEN
Auswahlreiche Menus zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß

Inserieren bringt Gewinn!

Klischees Hofort
für Nachdrucke
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 / Tel. 27867

Rudi Das Tuberkulose-Hilfswerk
fördert Du durch Deinen Mitgliedsbeitrag zur NGD.!

HEINLOTH & Co. KDT. GES.
MÜNCHEN 2 N.W. - ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

Möbeltransport
Möbellagerung
Wohnungsnachweis durch
Münchener Lagerhaus- und Transport-Ges. m. b. H.
Friedenstraße 22 (vorm. C. Schmederer) Telefon 43367

Haarfärben
Bleichen, Tönen / Langjährige Erfahrung
H. DUDA
Amalienstraße 46 / Telefon 23242

Jeden Tag **Dralle** Birkenwasser
Qualität Rasiercreme

Das kleine Heim soll gemütlich sein
mit den richtigen Möbeln ist das leicht zu erreichen!

Fachliche Beratung ist hier notwendig. Ihr Besuch ist unverbindlich.

Die Wohnung
Arch. E. Eisele
Dienersstraße 7
Möbel aller Art
in Stil und modern

Verchromen
Kümmel
Lobaustraße 71
Telefon 38337

Einzahmungen von Bild., Özen., Stich., Fotos in silber-, geschmackv. Ausführung.
J. Rupprecht, Mch. 2. M. Vergold., Einrahmungsbes. Farbveredelungstr. 17 T. 30718. Geogr. 1894

Verstopfung
Fruchtapfen, die wohlgeschmeckende Honig-Abführfrucht, — 30. — 26. — 95. Drogerie Bloem, Türkenstraße 52.



Phönix Modell 38
200 cm ab Mk. 395.—
250 cm ab Mk. 690.—
Fabr.-Vertretung **E. Mittag**
München, Karlsfr. 45

Detektiv Hans Gullwitzer
Krim.-Dk. Kommissär R. Nischen, Rosental 10 erledigt alles in aller Welt

A. Fädisch
München 5, Baaderstr. 22
Telephone 292 54
Der bekannte Reithosen-Spezialist!

Beinbeschwerden?
Offene Beine Krampfader, Folgen v. Venenstauung.
Heilbar! Ja!
Langbewährte, sichere Heilmethode
Heilpraxis K. Gaubert, München 42
Agnes-Bernauer-Str. 129, Telefon 81176
Zugelassen zu privaten Krankenkassen

Schlaflose Nächte
bereiten Ihnen oft Unannehmlichkeiten. Sofortige Abhilfe durch meine Spezialdiät. Erfolg garantiert.
Drogerie C. Werl, Jakobplatz 4a
Verlangen Sie überall die „Jugend“
Wörthstraße 13.

Immun mit **Rüfn-** und **KAFFEE HAG**
Wer anspruchsvoll und klug dabei besucht die HAG - Konditorei **Café HAG**, Residenzstraße 26

Qualitätsdencke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrstr. 8-10, Tel. 20763

Sein Typ

Von Lilly Fried

Hat nicht jeder Mann in Bezug auf Weiblichkeit seinen Typ, der für ihn den Inbegriff alles Lockenden, Begehrenswerten in sich schließt? Ob Mädchen und Frauen nicht auch so ein Idealbild vom Manne im Herzen tragen, wollen wir im Augenblick nicht erörtern.

Es handelt sich nämlich um meinen Freund Karlheinz. Geistig regsam, empfänglich, vielseitig, war er insofern unglücklich veranlagt, als er bei einem einzigen Typ nicht stehen bleiben konnte. Jede Jahreszeit, jede Woche und jeden Tag, eigentlich beinahe zu jeder Tageszeit hatte er einen anderen.

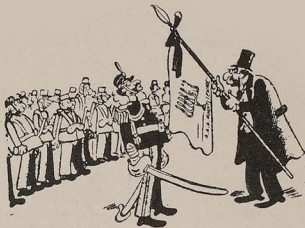
Ich war bereits anderweitig gebunden und kam auch aus anderen Gründen für ihn nicht in Betracht. Gerade deshalb verband uns eine aufrichtige und herzliche Freundschaft, er vertraute sich mir an wie einem guten Kameraden.

Und so wußte ich also, daß Karlheinz den Sommer über wieder einmal tafend für ein Sportmüdel geschwärmt hatte. Begeistert hatte er mir von einem Tennisspieler erzählt, bei dem mehr als sein sportliches sein ästhetisches Interesse rege geworden war. Eine Spielerin war dabei gewesen, so anmutig und geschmeidig in jeder Bewegung, dabei gewandt, selbstsicher, natürlich, nichts von Hiererei. —

Aber dann, im Familienbad, jene große Schlanke mit dem sonnengebräunten samtigen Gaitton, unvergleichlich war die —

Als im Herbst der Freiluftsport ein Ende nahm, siegte bei Karlheinz der Typ der gut angezogenen Frau. Unauffällig und doch harmonisch bis ins Kleinste, schlendert sie durch die Straßen, macht ihre Einkäufe, trinkt irgendwo eine Tasse Tee, plaudert mit einer Freundin, verschwindet wieder, alles ohne Aufsehen, ohne zu bemerken, wie bewundernde Blicke ihr folgen —

Ach, am schlimmsten erging es Karlheinz im Winter, wenn die Bälle und Festlichkeiten stattfanden. Wie fließend und weich die Kleider der Damen jetzt sind, schwärmte er, Schleppe, kalten-



Aus Palästina

„Hier ist die Regimentsfahne, Bruderleben. Sie ist neu, ganz Seide, ohne Baumwolle — einmalige Gelegenheit.“
(Guzer Meschino, Ma'fan)

würfe, wippende Schleifen, phantasievoller Schmuck auf anmutig geneigten Nacken, kostbare Pelze über matt schimmernden Schultern. Die Frau ist doch am schönsten, wenn sie, ganz Weib, ihre Reize und Verführungskünste spielen läßt. Armer Karlheinz!

Besten traf ich meinen Freund wieder. Er schien mir verändert. So, als ob sein unruhiges Klackern zur still leuchtenden Flamme geworden wäre.

Ob ich ein wenig Zeit für ihn habe, er müsse sich einer mitfühlenden Seele gegenüber aussprechen.

Für Karlheinz habe ich immer Zeit und so saßen wir denn in einem kleinen stillen Café und ich erfuhr sein Schicksal, sein Glück! Er hatte endlich seinen Typ gefunden, nicht diesen oder jenen, sondern den einzigen, der all seinen Wünschen und Stimmungen Rechnung trug, der, ja, in kurzer Zeit einen anderen Menschen aus ihm gemacht habe.

„Lotte heißt sie“, berichtete er strahlend, „aber so nenn ich sie nur am Vormittag, da ist sie das nette frische Sportmüdel, der gute Kamerad, den ich so sehr schätze. Am Nachmittag, wenn sie in ihrem schicken Schneidertkostüm in die Stadt zu Besorgungen geht, ist sie ganz Dame, vornehm, feibel, zurückhaltend; ich kann da nur Ingeborg zu ihr sagen. Ach, ganz reizend, bezaubernd, ist sie am

Abend, beim Tanz oder in Gesellschaft...“

„Und wie nennst du sie am Abend?“ unterbrach ich den begeisterten Redefluß, „Lona, Anita...?“

„Weißt du, für den Abend habe ich noch nicht das rechte“, gesteht Karlheinz.

„Ich weiß einen seltenen und ganz wunderschönen Namen“, verare ich geheimnisvoll, „eine schöne Tänzerin nannte sich so, die ich einmal sah: Mariposa, das heißt auf spanisch der Schmetterling.“

Dankbar und herzlich drückte er mir die Hand, „Mariposa, herrlich paßt das zu ihr!“

Wir trennten uns, ich hatte noch allerlei vor an diesem Abend. Aber immer wieder schweiften meine Gedanken zu meinem Freund, ich freute mich sehr, daß Karlheinz eine so nette Kluge Lotte-Ingeborg-Mariposa gefunden hatte.

Liebe Jugend!

„Liebe!“ Haben Sie Sonntag was vor, Fräulein?“

„Nein“, erwidert sie voll Hoffnung.

„Gut, dann sehen Sie zu, daß Sie Montag pünktlich im Geschäft sind!“

Das Testament des Schotten: „Meinem Vetter Sandt vermache ich alles, was er mir schuldet.“

Auch ein Andenken...!



Maçon

*„Lassen's mir die Freud, Herr Wachtmeister. Es ist das oanzige,
was mir vom Auto übrig blieben ist.“*